

1952

etwas gesehen und gehört und gewußt haben wollen, so ist dies nicht wichtig, denn dieses Buch will am Gewissen des Menschen rütteln und ein solches haben jene nicht. Allen aber die abwehrend die Hände heben und rufen „Laßt das ruhen, es ist vorbei“, die mögen sich aus Remarques Buch das Gespräch des Skeletts Nr. 509 mit seinem kommunistischen Freund Werner nicht entgehen lassen und es mit jener Wirklichkeit vergleichen, die aus den totalitären Ländern schreit.

Dieser ehemalige Redakteur, der für etwas im KZ. sitzt, „das ziemlich pompös und lächerlich klingt: Für Menschlichkeit, Toleranz und das Recht des einzelnen auf eigene Meinung“, fragt seinen kommunistischen Mithäftling Werner, „wenn dies vorbei ist... wie lange es dauern würde, wenn ihr die Macht hättet, bis du mich einsperren liebest?“ — „Nicht lange“, ist die Antwort. „Wir würden dich einsperren und arbeiten lassen. Oder erschießen.“ — „Das ist tröstlich“, sagt Nr. 509, „so hab' ich mir euer Goldenes Zeitalter immer vorgestellt... Ihr könnt die Lager hier dann gleich behalten. Und sie füllen.“ — „Das können wir“, sagte Werner ernst und fragt das parteilose Skelett Nr. 509: „Warum kommst du nicht zu uns?“ — „Genau deshalb nicht“, antwortet es, „Wenn du an der Macht wärst, würdest du mich liquidieren. Ich dich nicht. Das ist der Grund.“

Und sie haben die Lager tatsächlich behalten und gefüllt, in Ostdeutschland und überall, wo sie zur Macht kamen, und sie haben sie nicht mit Nazi allein gefüllt, sondern mit jenen Sozialdemokraten und Parteilosen, gleich der Nummer 509, mit denen sie im KZ. „eine Notgemeinschaft gegen die Nazi hatten. Die fällt weg, wenn der Krieg aus ist“. Und sie fiel weg, und frühere Kameraden, sofern sie sich nicht fügten und eine eigene Meinung behalten wollten, fielen wieder zurück in die Lager, um nun von den früheren Notgemeinschaftsgenossen liquidiert zu werden.

Wahrlich, voll Warnung ist diese dreifache Begegnung mit Remarque, und wehe denen, die an der alten und an der neuen KZ.-Not mit einem „Was geht das uns an!“ vorübergehen! Was antwortet doch der jüdische Häftling, den sie in Möllern Ahasver nennen, jenem Mithäftling Mayer, der von Neuankömmlingen sagt: „Sie gehen uns nichts an... Wir müssen erst für uns sorgen?“ — „Wenn die uns nichts angehen“, antwortet Ahasver, „dann gehen auch wir niemand etwas an...“ Hubalek

den Schreibtisch tummelte sich das Durcheinander des Mannes von der literarischen Werkbank: Manuskripte, Bleistifte, Bücher, Federhalter, Manschettenknöpfe, Notizblöcke, Weinflaschen. Die Pergamentschirme kleiner Lampen gaben unter der dehrenden Wärme gelben Lichtes gespenstische Knisterlaute von sich.

Plötzlich waren zwei buschige Augenbrauen vor uns. Unter ihnen lag ein prüfender Blick. „Kommen Sie auf die Terrasse...“ sagte Erich Maria Remarque dann unvermittelt. Auf der Terrasse lag der Nachtschatten schwerblättriger Kamelienbäume. Dahinter hing der Mond. Der Rand des Lago Maggiore pendelte träge gegen den Felsen, der das Haus trug. Wortlos schenkte Remarque einen Armagnac vom Jahrgang 1898 ein. Der Calvados, jener scharfe Apfelschnaps, dessen namentlicher Wohlklang mehr als der Geschmack ihn zum Dauergetränk im „Triumphbogen“ erhob, blieb dem Besucher erspart.

Dann begann Remarque zu erzählen. Flüchtige Bemerkungen kamen zunächst, hineingeworfen in die Dunkelheit: Fragen, ohne Antwort zu erwarten; Betrachtungen zur Gegenwart ohne die Bitterkeit, zu der sie herausfordern. Etwa: „Damals in Deutschland wußten viele nichts von dem Schrecklichen, das geschah. Aber heute kann keiner mehr weglauen und sagen: ich weiß es nicht! Der macht sich wahrhaft schuldig.“

Dennoch stehen in Remarques neuem, soeben auch in Deutschland erschienenen Buch „Der Funke Leben“ die Probleme der Schuld nicht im Vordergrund. Auch die Schrecken nicht. Denn: „Zuviel Schreckliches hintereinander wirkt langweilig...“ Und so ist „Der Funke Leben“ keine Kz.-Schilderung, sondern eine Geschichte der menschlichen Widerstandskraft, die von der Hoffnung lebt. Man schreibt ja

nicht Bücher gegen etwas, sondern für etwas...“ Das nach 1945 begonnene, sieben Jahre später vollendete Buch erhielt — der Autor berichtete es nicht ohne Stolz — in den Vereinigten Staaten, Holland und Norwegen beste Kritiken. England legt derzeit 50 000 Exemplare auf.

Im nächsten Frühjahr kommt ein weiterer Remarque in die Auslagen der deutschen Buchhandlungen: „Liebe deinen Nächsten“, ein Emigrantenschicksal, dem „Triumphbogen“ thematisch verwandt. Und hinter uns auf dem Schreibtisch lagen die eng beschriebenen Seiten des neuen Werkes, der Geschichte eines unpolitischen Menschen im Dritten Reich; der Versuch, zu erklären, wie es möglich war...

Der Schriftsteller, so meinte Remarque, brauche nicht „dabeigewesen“ zu sein, um das auszudrücken, was sich begibt. Von dieser Feststellung aus geriet das Gespräch auf seinen kürzlichen Deutschlandbesuch. Warum er nicht früher gekommen sei? Nun, weil er viel zu sehr weltbürgerlich empfinde, um Heimweh zu haben. Dennoch kränkten ihn die Vorwürfe, die er, dessen echte Feindschaft gegen das Dritte Reich Roland Freisler mit dem Todesurteil gegen die Schwester beantwortete, anlässlich seines Berliner Aufenthaltes erfuhr. „Ich habe mich erst einmal ein paar Tage abgeschlossen, um die Eindrücke von dieser Stadt, die sich heute noch im Kriege befindet, zu verarbeiten — und das haben mir einige Leute übelgenommen!“ Remarque starrte auf die nachtschwarzen Bäume vor der Terrasse: „Die Tatsache, bekannt zu sein, muß man mit der Erduldung einer Menge törichter Dinge bezahlen...“

Die Kirchturmuhur von Porto Ronco schlug dünn dreimal. Wir kletterten die gewundene Steintreppe zur Straße hinauf, Remarque begleitete uns. Er erklärte noch lange die Umgebung, von der wir nichts sahen. Der Abschied war herzlich. Es war der Abschied von einem Mann, in dem mehr Liebe ist, als er selber weiß.

## Der Einsiedler von Porto Ronco

Ein Nachtgespräch mit Erich Maria Remarque / Von Dieter Fritko

Die Stimme am Telefon hat nur zögernd zugesagt. Sie klang wie die Stimme eines Mannes, der gern mit sich allein bleibt, aber die Einsamkeit nicht ohne Bedingung liebt. In ihr schwang die Befürchtung mit, der Besucher aus Deutschland könne ihn enttäuschen wie so vieles, das er bei seinem ersten Deutschlandbesuch nach dem großen Kriege gesehen und gehört hatte. Doch schließlich überwand er sich — so etwa, als habe er sich in ein Abenteuer eingelassen und sei nun fest entschlossen, es auch durchzustehen — und sagte beinahe drängend: „Also kommen Sie bitte, heute abend gegen zehn. Das weiße Haus in der Kurve vor Porto Ronco. Die Tür steht offen. Gehen Sie einfach hinein.“

Wir gingen einfach hinein. Die Tür stand offen. Eine Treppe führte hinunter in das riesige Arbeitszimmer. Berge seltener Teppiche dämpften jeden Schritt. Auf dicht gefüllten Bücherborden hielten jahrhundertealte Dinge Wache: chinesische Bronzen, ägyptische Köpfe, afrikanische Masken. Auf dem weit ausladenden

FR

2.3./52

Frühe Leben

13.9.53

R - F 2.5. K+10